

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

N. 31.

Freitag, den 6. Februar.

1925.

Der „Blaue Reiter.“

Roman von Dietrich von Sanklein.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Mein Dirndl hat Zähne
So weiß wie der Schnee.
Sind allesamt eingekt.
Drum tun's ihr nicht weh!
Dudelle, dudelle iu — hu — hu — hu!
Mein Bua hat Wadeln.
Das ist eine Pracht!
Sind leider von Watte
Und der Schneider hat's gemacht!
Dudelle, dudelle iu — hu — hu — hu!
Mein Dirndl hat Augen
So schwarz wie die Nacht!
Kur schade daß tätsch
An andern anlacht!
Dudelle, dudelle iu — hu — hu — hu!
Mein Bua hat an Hera
Wie an Emmentaler Käse.
In jedem Auger an anders Dirndl.
Und das find' ich böse!
Dudelle, dudelle iu — hu — hu — hu!

„Ja, der „Blaue Reiter“ und die Hanne, das sind mir ein Paar!“

Sogar die alte Frau Andrecht, die trotz ihrer Gliederschmerzen aus der Stadtwohnung herausgekommen war auf das Gütchen, das sie draußen eine Stunde von Wallenbrunn besaß, lachte aus vollem Halse, während Nikolaus Denner oder, wie sie den ehemaligen stattlichen Dragonerwachtmeister nannten, der „Blaue Reiter“ mit seiner drallen, rotwangigen, jungen Frau, der Hanne, sich noch im „Schuhplattler“ mit den flachen Händen auf Fußsohlen und Schenkel schlug, daß es nur so klatschte und die Hanne sich wie ein Kreisel drehte, so, wie sie es den Schlierseern abgelernt hatten, die auch nach Wallenbrunn gekommen waren und im Saal der „Krone“ im Winter gespielt hatten.

Da hatte denn Nikolaus Denner, der junge Kronenwirt, der damals noch so recht in der ersten Flitterwochenstimmung war, es ihnen abgelascht und die Hanne war auch überall dabei, wo es einen tüchtigen „Schwenker“ gab.

Warum sollten sie auch nicht? Jung beide und stark, und lieb hatten sie sich! Hatten auch ein wenig Geld gespart, gerade genug, um zunächst die erste Pacht für den Gasthof zahlen zu können und anzufangen; wegen der Zukunft machten sie sich keine großen Sorgen, denn — ein Gasthof und der einzige Saal im Städtchen, das mußte ja ein Geschäft sein, wenn da tüchtige Menschen drin saßen, und wenn's wirklich einmal hapern sollte — seit Berthold Andrecht, der frühere Wirt, gestorben, war ja auch der Gasthof als Erbe an Frau Maria Andrecht gefallen, die ja jetzt vergnügt in ihrem Stuhl saß, und diese hatte dem Nikolaus, der, ehe er zu den Soldaten und in den großen Krieg gegangen, sechs Jahre als Großknecht hier draußen ihr das Gütchen bewirtschaftet hatte, selbst zur Pacht zugeredet, als ihre Hanne, die ebenso lange ihr als Dienstmädchen das Stadthaus betreut hatte, ihn liebte.

Wer konnte es den beiden jungen Menschen verdenken, daß sie sich fanden, aber so eine Liebschaft, das paßte der Frau Andrecht nicht! Was sollte denn da die kleine

Eisbeth, ihre siebzehnjährige Enkelin denken, wenn sie sah, wie die beiden hinten im Garten miteinander ihr „Schpuß“ hatten!

Und verhindern?

Ja, daß er, wenn sie einmal ausging, wie der Blitz in die Küche hineinschoß und daß es die Hanne auch zuließ, daß er abends noch in das Haus schlüpfte, das konnte sie hindern, indem sie die Haustür abschloß, aber der Zaun, der vom Nachbargrundstück des Wollhändlers Lendert die Grenze bildete, war niedrig, und als auch der sich das abendliche Überklettern verbete hatte, da fand der Nikolaus, daß es noch einfacher sei, einen Rahm zu borgen, den ihm leicht einer der Fischer gab, und auf dem breiten Bach an den Garten heranzurudern.

Sie war keine vertrocknete alte Pedantin mit eingeschrumpftem Herzen, die Frau Andrecht, und dachte an ihre eigene Jugend, da ließ sie sich die beiden kommen, verzichtete lieber auf die fleißige Hanne und den tüchtigen Großknecht, gab beide zusammen und glaubte, damit einen guten Wirt für die „Krone“ gefunden zu haben!

Aber im Sommer ist nicht allzuviel los in der Krone! Als Luftkurort ist Wallenbrunn noch nicht im Bäderer zu finden und alle Einwohner fast haben draußen ihr Feld und jezt mit der Ernte zu tun. Da halfen denn auch Nikolaus und Hanne auf dem Gütchen, und was wäre das für ein Erntefest gewesen, wenn die beiden nicht angeführt hätten, wenn der „Blaue Reiter“, der da draußen im Kriege zu alten Schnurren noch unzählige zugelernt hatte, nicht den Erntespruch her sagte, auf den Frau Andrecht in Erinnerung an vergangene Sitten noch etwas hielt, aber daß er jezt gar mit der Hanne den richtigen Schuhplattler vortanzte, so wie in die bayerischen Theaterleute im Winter getanzt hatten, das war etwas Neues und da lachte auch Frau Andrecht aus vollem Herzen.

Jezt füllte sich der improvisierte Tanzboden in der großen Scheune mit den anderen Knechten und Mägden und den jungen Bauernburschen und Mädchen aus dem Dorf. Hübsch sah es aus, denn sie hatten es nicht gemacht, wie leider heut die meisten Bauern es tun, und waren in städtischen Kleidern gekommen, die zu ihnen so schlecht passen wollten, sondern die alte Volkstracht, wie sie im Bückeburgischen noch lebt, war da. Die hohen Schleifen, die orangegelben Röcke mit der Silberkante, die blinkend verschnürten Nieder paßten trefflich zu den rotwangigen Gesichtern, den blonden Haarflechten und den blauen Augen.

Auch darauf hielt Frau Andrecht, daß man die alte Tracht nicht vergaß. Nun sah sie vergnügt und sah zu, wie sie alle tanzten und froh waren. Der „Blaue Reiter“ aber hatte sich von Hanne getrennt, die jezt im Arm eines anderen tanzte und ein ganz feierliches Gesicht dazu machte, denn weil die Gutsbäuerin selbst mit ihren Gliederschmerzen nicht konnte, mußte die Hanne als ihre Vertreterin nun die Ehrentänze mit allen Knechten machen!

Der Nikolaus aber, der „Blaue Reiter“, stand an dem

Ausschank, den heut' sein Kellner, der auch ein alter Mann vom Gut war, besorgte und trank ein Glas Bier auf den Schuhplattler, der ihn heiß gemacht hatte.

Guten Abend, „Blauer Reiter!“
Er zuckte zusammen, denn er hatte seine Gründe, daß ihm der Zimmermeister Julius van Cönnern gerade kein erfreulicher Anblick war. Natürlich bezwang er sich und reichte ihm die Hand.

„Sieh da, Meister! Auch auf dem Fest?“
Van Cönnern machte ein trübseliges Gesicht.
„Hab's nicht so gut wie du, Nidel, muß mir mein Gläschen Bier sauer verdienen. Hab' keine Zeit, Schuhplatteln zu lernen.“

Der „Blaue Reiter“ lachte.
„Tu's auch sonst nicht und heut' gibt's Freibier für jeden.“

Der andere nahm ihn beim Arm.
„Ein Wort, Nidel. Du weißt, daß ich nicht gedrängt habe, aber du schuldest mir hunderttausend Mark.“

„Es liegt immerhin einige Zeit zurück, daß das Fest war, wenn der Weltkrieg auch damals schon vorüber; hunderttausend Mark waren damals noch ein recht erkleckliches Stümmchen.“

Nikolaus runzelte die Stirn. Wahr war es schon, denn sie hatten doch den Kronensaal recht hübsch haben wollen, und wenn auch Frau Andrecht die reichste Witwe des Städtchens war, bares Geld zum Hineinreden in Reparaturen hatte sie doch nicht geben wollen.

„Ich sagte dir, daß ich abzahlen muß.“
Der Meister nickte.

„Weiß ich und will auch nichts anderes, aber du hattest mir in diesem Winter zwanzigtausend versprochen.“

Nikolaus kraute sich den Kopf.
„Das schon, aber das Geschäft — —“

„Ist gut gegangen. Im Vertrauen, du hast auch das Geld gehabt. Deine Frau hat mich ja gefragt, ob du es mir abgegeben hast. Nach Weihnachten war's. Wirft es also wohl noch liegen haben. Ich hab' damals nichts gesagt, damit deine Frau nicht argwöhnisch wird.“

„Teufel, ich hatte Spielschulden.“
„Dachte ich mir, habe auch als alter Freund nichts gesagt, aber jetzt brauche ich es.“

Nikolaus erschraf. „Gerade jetzt?“

„Spätestens morgen. Ganz unvermutet ist der Holzändler Justus gekommen. Bei dem hänge ich wieder und der Mann ist rabiat. Ja, jetzt nach dem Kriege sind die Zeiten für unsereins schlecht. Niemand baut, und wer baut, bleibt schuldig. Konkurs will er anmelden, wenn ich ihm nicht bis morgen abend eine große Summe schaffe. Kannst sehen, wie gut ich's mit dir meine, daß ich von dir zwanzigtausend will, die deine Frau schon vom Weihnachtsgeschäft ersparte und dir gab. Hast du sie damals verspielt, mußt du sehen, wie du sie schaffst. Morgen bis Mittag muß ich sie haben, sonst muß ich zu deiner Frau gehen.“

„Aber nein, Meister.“

„Will's ja auch gar nicht. Herrgott, wer's so leicht hat wie du! Die alte Andrecht ist schwer reich! Wird dir gern vorstrecken. Als ich ihr neulich den alten Schrank ausbesserte, den sie in ihrer Kammer hat — Herrgott, war da Silberzeug drin und Schmutz und, was weiß ich! Und bares Geld wird sie auch übergenuß im Hause haben! Mußt sie bitten!“

„Ich kann — —“

Der Zimmermeister schnitt ihm das Wort ab.
„Tu, was du willst. Morgen muß ich das Geld haben, sonst muß ich selbst zur Frau Andrecht. Kannst nicht verlangen, daß ich pleite gehe, weil du das Geld, das du mir schuldest, verspielt. Also auf morgen, ich muß noch zu anderen Schuldnern, hab's schwerer als du.“

Er war in der Menge verschwunden, die sich jetzt in der Tanzpause um den Schenkstisch drängte. Nikolaus war verärgert. Wenn der morgen wirklich zur Hanne ging? Er hatte ihr so fest versprochen, nie mehr zu spielen und — — die zwanzigtausend hatte er wirklich aus der Kasse genommen. Die hatte er Cönnern geben wollen, und die Hanne hatte sie ausgedacht und war froh gewesen, daß die Schulden kleiner geworden.

(Fortsetzung folgt)

Rache.

Von Curt Seibert.

Es mochte so gegen fünf Uhr morgens sein, als Klabitisch in seinem Bett hochsprang, das Telefon arbeitete erbärmlich, wer mochte nur zu so elend früher Stunde was von ihm wollen? Im Nachlgewand eilte er ins Wohnzimmer, hob den Hörer ab.

„Wer will denn was?“ fragte er schlaftrunken.
„St dort 126 214?“

„Leider.“
„Hier ist eine Treppe höher. Nicht's bei Ihnen auch so furchtbar?“

Klabitisch schnuppte in der Luft, er roch nichts.
„Nein, hier riecht's wie gewöhnlich, riecht's denn bei Ihnen anders?“

„Hier ist es nicht zum Aushalten, sehen Sie doch mal nach, vielleicht kommt es von der Treppe?“

Klabitisch lachte keinen Mantel, fand ihn aber nicht und hängte sich ein Badetuch über. So stieg er durch sämtliche Stuben und schließlich hinaus auf den Treppenhof. Überall strengte er sein Riechorgan in erhöhtem Maße an, es roch überall nach irgend etwas, aber doch nicht so, daß man sich schon morgens um fünf hätte darüber aufregen müssen. Auch der Hof war kalt, aber geruchlos. Die Leute über ihm, die er weiter nicht kannte, mußten mit ganz besonderen Nasen begabt sein.

Trotzdem er froz wie eine Taschenlampe im Eiskeller, zog er das Laten feiter um die Lenden und kletterte eine Treppe höher. Man konnte nicht wissen, vielleicht hatte er schon den Schnupfen und roch nichts, derweil war irgend ein Gasbahn auf und morgen lag man tot in den Seilen. Oben läutete er Sturm, aber erst nach langer Weile erschien ein verschlafener Mann und fragte unwillig nach seinem Beschr. Klabitisch lärtete ihn auf und fraate seinerseits nach den ionderbaren Gerüchen.

„Und deshalb klingeln Sie mich um fünf Uhr raus.“ fuhr ihn der Mann wütend an. Weil Sie eine empfindliche Nase haben? Sind Sie verrückt geworden? Scheren Sie sich zum Teufel!“

Eine Frau erschien hinter ihm und lärtete auf, als sie Klabitisch in seinem Aufzug erblickte.

„Ein Wahnstümmiger.“ lärtete sie ihr Mann auf.

„Aber Klabitisch protestierte.“

„Was wollen Sie denn jetzt? Sie haben mich doch angerufen und sich beklagt . . .“

„Ich habe Sie . . .“ Ein Wis! Herrrrr!! Ich habe überhaupt kein Telefon.“

Damit schlug er die Tür zu, Klabitisch aber froz frierend herunter und in sein kalt gewordenes Bett. Wer konnte ihm nur diesen Streich gespielt haben? Aber obwohl er nicht mehr einschlafen konnte und bis in den wäten Morgen arübelte, er kam nicht darauf.

Als er am nächsten Tage seinem Freund Blombe die Geschichte erzählte, lachte der, daß er sich den Leib halten mußte. Blombe lachte überhaupt sehr gern, aber so hatte er noch selten lachen müssen. Später machte er sich Böhwürfe. Ob Klabitisch was gemerkt hatte, daß er der Anrufer gewesen? Aber nein, dafür war der viel zu harmlos und autaläubig, außerdem hatte er seine Stimme bestens verstellt, also . . .

Wenige Wochen später funktionierte Blombes Telefon nicht mehr recht, und Klabitisch riet ihm, die Beschwerdestelle anzurufen und durch sie einen Störungstrupp zu beantragen. Blombe tat demgemäß, hörte aber nichts von den Störungssuchern, bis plötzlich mitten in der Nacht der Apparat in geradezu beängstigender Weise zu rasseln begann. Blombe war schon halb entkleidet.

„Hier Störungstrupp fünf. Ihr Apparat ist nicht in Ordnung?“

„Ganz recht, aber müssen Sie denn mitten in der Nacht . . .“

„Wir arbeiten ohne Pause, Herr, es ist festgestellt, daß Ihr Telefon zu wenig isoliert ist, gehen Sie mal einiae Schritte zurück, ich werde rufen.“

Er schritt mit dem Hörer am Ohr bis zur Wand.

„Ist das Zeichen angekommen?“

„Leider nein.“ „Dann stimmt's.“

„Was stimmt? Hier stimmt doch was nicht.“

„Ganz recht, es stimmt, daß was nicht stimmt. Steinen Sie mal auf einen Stuhl.“

„Was soll ich, auf einen . . .?“

„Sollten Sie uns nicht auf, Herr, wir müssen den Apparat holteren.“

Also holte er einen Sessel herbei und stellte sich darauf, aber auch so hörte er das Klingelzeichen nicht.

„Schön, sagte der Störungsmann, nehmen Sie jetzt eine Böttung, legen Sie auf den Stuhl und stellen sich oben drauf.“

„Alles mitten in der Nacht?“

„Über er gehorchte doch was tut man nicht, wenn man kein Telefon in Ordnung haben will? So hand er denn penia später im Unterzeug auf einer Bettuna, die im Sessel lag, und hielt in der einen den Apparat, in der anderen den Hörer. Das Bild war sehr schön. Nachdem er dem Störungstrupp seine vorschriftsmäßige Stellung gemeldet und noch einige Zeit gewartet hatte, wurde die Stimme, die bisher immer leise und entfernt geklungen hatte, sehr verständlich, und er hörte, wie sein Freund Klabitisch mit ölaer Stimme flütelte.“

„So, nun fangen Sie mal die Nacht am Abeln!“

Der schnurrende Bergwinter.

Von Helma Scharf.

Wie ein alter, mürrischer Junggeselle. so einsam, unzugänglich und verwildert hatte er bisher abgebaut, der raube, schroffe Bergwinter.

Kam er auf seinen grauschwarzen, riesigen Wollenmassen herangestürzt, zwang er selbst das stärkste, trostlose aller Geschöpfe, den Menschen, irrend und hungernd ins Tal zu flüchten; die Tiere verkrochen sich vor ihm, die Vögel hörten auf zu singen und die lahlen Bäume klickten die Äste wie Trauerweiden und zitterten vor seinem elischen Hauche. Nichts, kein Laut durfte die Ruhe des Bergwinters stören, soarg der Schnee wagte es nur, ganz leise zu knistern, wenn der Wind dem Allen nächstlich durch den Bart fuhr.

Wie ein unabbarer, stolzer nordlicher König thronte der weiße Riese auf seinen freien Bergen, erstarrt und dem Leben verschlossen, und kannte nicht Lust und Freude, und auch die Liebe nicht.

Da kamen sie eines Tages verwegene anastieien, die mutigen, fröhlichen Menschen, mit langen Brettern an den Füßen, und ehe er sich's verah, fuhren sie auf seinen schneebedeckten Falten und Furchen mit Liebendem sch! sch! sch! dahin, daß der Erglimme diese plöbliche Kühnheit gar nicht begreifen konnte. Dann schüttelte er sich brummend und volltönd, daß die Lawinen nur lo zu Tal flogen, um die frechen, lästigen Eindringlinge wieder lossubekommen. Aber geschickt wichen sie ihm aus, gingen auch nicht in die Falten, die er ihnen durch verdeckte Schluchten und Spalten stellte, sondern freuten sich noch an der Beswingung der Gefahren, durch die er sie zu schrecken glaubte.

Da stunkte der Alte denn doch und sah sich das Treiben einmal ein wenig näher an. Sah und horchte auf, was eiaentlich alle diese jungen Menschen hier oben bei ihm wollten und sich zu lassen hatten. Und griff vustend sich das nächste Paar heraus.

Hörte sie sagen: „Ach, Schnaukaterle!“

Und ihn: „Ach, Puppimau!“

Und sah, wie sie sich kühnen und herzten und nicht aenua bekommen konnten. Ein zweites Pärchen trieb es genau so ähnlich, nur saate sie statt Schnaukaterle: „Heraensichaki!“ und er statt Puppimau: „Musikaker!“

Und wieder andere jauchzten so voll heller Juaendfreude in den stirenden Wintertag hinein, daß es nur lo über die weißen Felder hallte.

So lernte der Bergwinter die Liebe kennen, Und nicht nur die der Menschen zu einander, sondern auch die zu ihm, dem alten Haestolz.

„O, du einzla schöne Welt im Schnee!“ jubelten sie. „Ach, wenn wir doch immer so herrlichen Pulverschnee hätten!“ und „Wenn es doch immer so prachtvoller Winter wäre!“ und „Stibei!“ und „Fröhliche Fahrt!“

Der Bergwinter glaubte sich verhöhrt zu haben. Früher hieß es doch nur: „Buhuhu, verdammte Kälte! Der Winter steht vor der Tür! Da jagt man seinen Hund hinaus!“ und was dergleichen landesübliche Reden waren.

Und wie manchem Junggesellen, der sich bisher aemieden glaubte und der sich plöblich von jemand aelkelt sieht, das Herz aufbeißt, so gina auch mit dem Bergwinter eine merkwürdige Umwandlung vor.

Swar sein äußeres raubes Wesen konnte er nicht mehr ganz ablegen, aber die Menschen haben ihn doch milder aemimmt. Er hätte es sich nie gedacht, daß sie ihn noch einmal wie Frühling und Sommer lieben würden, und seiat sich ihnen nun dafür in seiner schönsten, bisher verborgenen Herrlichkeit und poetischen Verklärtheit. Er hat an ihnen Freude gefunden, hört ihnen teilnahmsvoll zu, ist verschwiegen wie sein anderer guter Freund und fugelt nur manchmal zu seinem Vergnügen einen den Berg hinunter, auf den er eifersüchtig ist, oder der es ihm sonst ein wenig zu toll treibt.

Ruhig und verlobnt steat er nun da, der alte, aefürchtete, struppige Bergwinter, und blunzelt aemüthlich und voll heiteren Verständnisses der Sonne zu.

Sa, ja, wenn die Liebe einem um den Bart streicht!

Von der Perücke zur Glatze.

Die Perücke ist wieder modern aeworden. Die Damen, denen die spärlichen Reize des Bubenkopfes doch nicht mehr genügen, prangen auf Festen und Gesellschaften in buntparadien Perücken, und sie und da waat sich die Perücke auch schon als Alltagsstracht der Frau hervor. Diese „falschen Rehaupnungen“ sind natürlich nur als Schmud gedacht, während sonst die Perücke durch die Jahrhunderte dazu diente, das fehlende Haupthaar vorzutauschen. Der Kahlkopf, der sich im späten Altertum zu einer gewissen Anerkennung durch aergungen hatte, ist nämlich in der aansen neueren Zeit aus der besseren Gesellschaft verbannt aewesen, und erst seit etwa 100 Jahren waat sich die Glaze sanalam hervor und hat sich erst in der letzten Zeit ihre Daleinsberechtigung beim härteren Geschlecht errungen. Die Perücke als reiner Schmud, wie sie jetzt wieder auftaucht, ist nur in wenigen Abschnitten der Modengeschichte üblich aewesen. Die Agyptier waren die ersten, die sich die eigenen Haare absheren ließen, um ihrer Erdeinung durch eine mächtige Perücke Würde und Bedeutung zu verleihen. Die Orientalen, bei denen die Fülle des Haars

ein Symbol der Macht und hohen Stellung war, aingen soarg so weit, daß sie auch lange falsche Bärte trugen. In den Pharaonengräbern, auch dem des Tutanchamon, hat man noch die spärlich verzierten Verückentänder gefunden, auf denen die Hauptzier des toten Königs hing. In der Zeit des kaiserlichen Rom hat man diese orientalische Sitte wieder aufgenommen, und swar waren es hauptsächlich die Damen, die sich aus dem Blondhaar der aermanitischen Frauen Verücken machen ließen. Im Mittelalter ist die Perücke nichts Seltenes, aber sie wird nur getragen, um den spärlichen Haarwuchs zu verbergen. Die Auffassung, daß das lanae Haar das Zeichen des freien Mannes sei, die schon die alten Deutschen beaeelte, wirkte auch später noch fort. Die Normannen, die England eroberten, die Ritter der Zeit der Kreuzzüge, sie alle waren stols auf ihre herunterwallenden Haare, und einer, dem die Natur diese Herde verlaßt hatte, mußte versuchen, sie durch die Kunst zu erziehen. Am häufigsten war es freilich, daß künstliche Haare unter die eiaenen Haare aeflochten wurden, um die Frisur stattlicher zu machen. Doch läßt sich die Perücke allenthalben in der mittelalterlichen Literatur nachweisen, und sie blieb in Anwendung bis in die Reformationszeit, in der die Männer ebenfalls noch arohen Wert auf schön flutendes Haar legten. Man braucht nur an die vieleaeierten goldenen Locken des „Letzten Ritters“ Maximilian ober an die reiche, sorgfältig aeorordnete Haartracht auf Dürers Selbstporträt zu denken. Das erstundasreiche Nürnberg aefertigte die besten Verücken. So bestellte a. B. der Herzog Johann von Sachsen 1518 eine solche mit den Worten: „Unter Begeh ist ein hübsch aemacht Haar auf das beste zu Nürnberg zu bestellen, und swar im geheim, daß es nicht aemerkt werde, daß es für Uns sei, und deraehen, daß es krauh und gelb sei und lo zugerichtet, daß man solches unuermert auf das Haupt möge aufsehen.“

Als die spanische Mode das suragelohorene Haar brachte, eine Art „männlichen Bubenkopfes“, da aenierte dieser Schmud des Kopfes den Herren bald nicht mehr, und schon an Anfang des 17. Jahrhunderts erschienen Verücken, die auf den talgeloehorenen Kopf geletzt wurden. Der Erfinder dieser großen Kunstverücke soll ein Pariser namens Ervals aewesen sein, und der erste, der in der Bracht solch künstlicher Locken erschien, war der Abbs de la Rivolière im Jahre 1620. Das Verückentragen machte aber erst Lubwia XIV. zur herrschenden Mode. Der „Sonnetönig“ erschien, unuwallt von dieser leuchtenden Mähne, wie der Löwe, der Könia der Tiere, ja wie die Sonne, die aus lichtigem Gewölk bricht. Er fühlte die große „Allonge“ oder Staatsperücke lo notwendig zu seiner Erscheinung aehörig, daß er sie selbst nicht einmal im Schlafzimmer ablegte, und sein Leibverrufter Binette saate von sich stols, „er mache die Köpfe aller Untertanen kahl, um den Kopf des Monarchen zu bedecken.“ Es wurden denn auch bald lo ungeheure Mengen von Menschenhaar verbraucht, daß man bald zu dem Haar von Pferden und Hiegen greifen mußte. Eine Staatsperücke kostete 1000 Taler; aber als erst jedermann diese Bier trug, mußte sie natürlich billiger werden, wurde aus Hanf und Flachs verfertigt und war schon für 5-8 Taler zu haben. Wie alle neuartigen Moden rief natürlich auch die Perücke eine heftige Geaenerschaft hervor. Es kam zu einem von der Karzel herab und in der Literatur aeführten „Verückentrieg“, der mehrere Jahrzehnte dauerte. Während die Mode um 1670 in Frankreich ganz allaeem ein war, breitete sie sich in den anderen Ländern Europas erit um 1700 aus und erhielt sich dann in manniasachen Formen, teilweise abgelöst durch Haarbeutel und Kopf, durch das aanae Jahrhundert. Die Professoren schrieben aelehrte Worte über die Berechtigung des Tragens von falschen Haaren; die Landtage und die Konsistorien beschäftigten sich damit; am längsten Widerstand leisteten die Geistlichen, die sich aber dann an die Perücke lo aewöhnten, daß sie zur Amtstracht wurde und das Aufgeben der Perücke von den Predaern gegen Ende des Jahrhunderts ebenso belämpft wurde wie ein Jahrhundert vorher das Aufsehen. Selbst nach der Revolution, die den „Tituskopf“, die kurz aehoehorene Frisur nach aniehem Vorbild brachte, setzte man wieder Verücken auf, so wie es jetzt nach dem Bubenkopf der Fall ist. Noch waate niemand öffentlich mit einer Glaze zu aeiagen, obwohl man doch solange unter der Perücke den Kopf alaitrahiert getraaen hatte. Erst das 19. Jahrhundert hat dann der Glaze zu ihrem Recht verholfen, und wenn sie auch heute noch viel verpöttet wird, lo wird sie doch von den Herren ohne Scheu zur Schau getragen.

Scherz und Spott

Vorsichtig. „Würdest du „Sa“ laagen, wenn ich dich fraate, ob du mich heiraten willst.“ saate er aärtlich. „Wenn ich Ja sagen würde.“ erwiderte sie. „würdest du mich fraagen?“

Schwierige Felleklung. Eines Abends fraate ein Neugieriger in Düsseldorf auf der Straße einen anaeheiteren Kölner Herrn: „Entschuldigen Sie, mein Lieber, ist das da oben der Mond oder die Sonne?“ Der Gefraate antwortete: „Das kann ich ich och nit saagen, ich ben fremd hel.“ Dann sieht er aber doch sich interessiert den Himmel an und plakt auf einmal mit der Frage heraus: „Welche vun da zwei meinen Sie dann eigentlich?“ (Kölner Karn.-Ztg.)

Enfant terrible. „Ist du Kuchen aern, Tante?“ „Aber gewiß, mein Kind.“ „Aber das wunderst mich, denn Mama hat doch aeiaat: Du hast keinen Geschmack.“

Wie viel Menschen wohnen auf der Erde? Der Weltkrieg ist ein schwerer Aderlaß für die europäische Menschheit gemeldet, aber wenn man die Zahl der Jahre des Fortdauerns von einer „Entvölkerung“ Europas sprachen, die als Folgeerscheinung des Krieges auftreten werde, so war das doch stark übertrieben. In einem Aufsatz „Zu- und Abnahme der Menschheit“ beschäftigt sich der bekannte Historiker Dr. A. Wirth in der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ auch mit der Frage, wie viel Menschen jetzt die Erde bewohnen und wie weit diese Zahl gegen die vor dem Kriege abgenommen hat. Wir haben ja im 19. Jahrhundert eine erstaunliche Zunahme der Bevölkerung in Europa erlebt, die sich von 1800 bis 1914 mehr als verdoppelt hat. Noch gewaltiger war die Zunahme in den Vereinigten Staaten; sie übersteigt, als sie ihre Unabhängigkeit erklärten, nicht mehr als 3,4 Millionen, 1800 nur 5,3 Millionen und seitdem hat sich die Bevölkerung verzehnfacht. Immerhin bewährt sich auch hier der alte Spruch, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, denn mit dem Einzug von Reichtum und Luxus nimmt die Kinderzahl erstaunlich schnell ab. Während man z. B. bei den Buren, die sich bis heute in ihrer ursprünglichen Einfachheit erhalten haben, zwanzig Kinder und mehr in demselben Hause leben kann, sind die Häuser der Dollarkönige in New York bereits kinderlos. Roosevelt sieht einmal die Familienverhältnisse in der 6. Avenue, der Milliardärstraße, prüfen, und man fand in 45 Palästen nicht mehr als 19 Kinder. Da außerdem der Zutrom der Einwanderer keine Höhe überschritten hat, so hat sich das Tempo der Volkszunahme in Amerika von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verlangsamt. Wenn man versucht, die gegenwärtige Bevölkerungszahl der Erde anzugeben, so stößt man auf verschiedene Unbekannte. Die eine heißt China, denn die Angaben schwanken hier um fast 200 Millionen, zwischen 770 und 460 Millionen die als Bevölkerung des Reiches der Mitte angesehen werden. Nicht minder ungewiß ist die heutige Kopfzahl in Sowjetrußland. Schon im zaristischen wurde die Genauigkeit der Volkszählungen stark angezweifelt, denn viele suchten sich der Zählung zu entziehen, weil sie die Steuern fürchten. Man hat die Bevölkerung Rußlands schon vor dem Kriege mit 150 bis 175 Millionen angenommen. Gegen 3 Millionen wurden Opfer des Krieges, die Revolution und die Miswirtschaft der Sowjets, Hunger, Seuchen usw. haben eine weitere Verminderung von 20 bis 50 Millionen verursacht, so daß heute zweifellos in Rußland weniger Menschen leben als vor dem Kriege. Aber auch in anderen Ländern ist die Kopfzahl schwer zu berechnen. Sämtliche Häfen des nahen Orients haben sich im letzten Menschenalter stark vergrößert; die Städte sind sehr angeschwollen. Überhaupt wird man im Orient mit viel größeren Zahlen rechnen müssen als angegeben werden. Ein Beweis für die Unzuverlässigkeit der Volkszählungen ist Korea. Dieses „Land des Morgenstrahls“ erhielt vor der japanischen Eroberung in den Handbüchern 5 1/2 Millionen zugebilligt. Die erste japanische Zählung ergab dann plötzlich 12 1/2 Millionen, weil bessere Zählmethoden angewandt wurden. Vor dem Weltkriege wurde die Gesamtbevölkerung unseres Planeten auf 1 1/2 Milliarden geschätzt. Seitdem hat die Bevölkerung in einzelnen Ländern, z. B. in Frankreich, im alten Königreich Serbien, in Sowjetrußland, abgenommen. In der weitaus größten Zahl der Länder aber nicht. In Deutschland ist trotz aller Einbußen durch Krieg, Hunger und Krankheiten die Ziffer um einige Hunderttausende angeschwollen, am meisten verhältnismäßig in Bayern. Die Zahlen in Italien, Spanien und Großbritannien haben sich vergrößert. Trotzdem kommt Wirth zu dem Resultat, daß die Erde heute weniger Menschen trägt als im Juli 1914. Schuld daran ist einseitig und allein Rußland. Aber selbst im ungünstigsten Fall kann diese Abnahme der Gesamtbevölkerung der Erde nicht mehr als 1 1/2 Prozent ausmachen.

Neue Bücher

Alexander Moszkowski: „Das Panorama meines Lebens.“ (Verlag von F. Fontane u. Co., Berlin SW. 68.) Kein Memoirenbuch im herkömmlichen Sinne, vielmehr ein reiches Leben, dargestellt in einer Fülle interessanter Begebenheiten, die hier von einer erhöhten Warte betrachtet werden. Der Verfasser befaßt sich nicht mit der Rolle eines Erzählers, dessen Sehkreis sich durch das persönliche Erlebnis begrenzt; er greift über sich hinaus, erweitert den Horizont der Tatsachen ins Allgemeine, ja bis ins Kosmische, und er entwickelt darin eine Methode, die den Leser in eine wunderbare Gemütsspannung versetzt. Sein Werk wird zu einem Spiegel, worin der Leser weit mehr erblickt, als nur die Freuden und Leiden eines Einzelmenschen. Überall eröffnen sich Prospektive von ganz eigenartiger Art; während sich im Vordergrund die Naturen bewegen, die in Moszkowskis Leben tragende Rollen innehaben, bediffert

sich der Hintergrund mit Problemen, die unmittelbar aus der Szene herauswachsen, und deren Erörterung ein höchst anregendes Zusammenwirken zwischen Erlebnis und Erkenntnis zeitigt. So ist dieses Buch ein Panorama anmordend, aber nicht in üblicher Gestaltung auf einer Fläche vorüberleitend, sondern mit den Möglichkeiten einer Universalchau.

Matthäus Gerster und Konrad Rümmler: „Vatikan und Peterskirche.“ (Montana-Kunstführer Bd. 2). (Montana-Verlag, A.-G., Zürich-Stuttgart.) Die Schritte aller Romfahrer richten sich, wenn sie die reichen Kunstdenkmäler Roms aufsuchen wollen, vor allem nach den Gebäuden des Vatikans und der Peterskirche. Der Vatikan bildet in seiner Gesamtheit und erst recht im Zusammenhang mit der Peterskirche, der schönsten Kirche der Welt, eine Einheit von solcher Geschlossenheit, wie sie sonst in Rom nicht zu treffen ist. Das vorliegende Buch zeigt die prächtigsten Bauten gelam und in Teilen sowie die wunderbaren Gemälde und Skulpturen in rund 100 fast durchwegs anscheinend, klaren und schönen Abbildungen. Die Einleitung und der begleitende Text geben das Wesentliche in klarer Darstellung und in der Form eines Rundgangs.

„Psychologie des Jugendalters.“ Von Professor Dr. Ed. Spranger. (Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig.) Das Werk zeigt in seiner Fragestellung aus dem Erlebnisgehalt der Jugend mit aller Deutlichkeit, daß hier erstmalig die Lebensfülle der werdenden mit wissenschaftlichen Methoden umspannt werden konnte. Den Kern des Buches bilden die Einzelprobleme der besonderen Seelenanlagen des Jugendlichen, die wegweisend für das Verständnis des Reifungsalters sind. Spranger beleuchtet die verschiedenen Lebensäußerungen des Jugendlichen, sein Phantasieleben und Schaffen, das Hineinwachsen des Jugendlichen in die Gesellschaft, seine sittliche Entwicklung, sein Rechtsbewußtsein, das Verhältnis des Jugendlichen zu Politik und Beruf, sowie die Rolle von Wissen, Weltanschauung und Religion im Leben des Jugendlichen. So gewinnt Spranger einen tiefen Einblick in die Erlebniswelten des Jugendlichen, in seine Auseinandersetzung mit dem Gehalt des objektiven und idealen Geistes und er isoliert daraus bestimmende Momente für die Charakterbildung des reifen Mannes und der reifen Frau, Konsequenzen, die er am Schluß seines Wertes natürlich nur andeutend vermag.

„Lehrer und Schüler.“ Von Dr. Arnold Rort. (Der Weiße Ritter - Verlag Ludwig Voegenreiter.) Dem Verfasser ist es darum zu tun, über alle pädagogischen Probleme zweiten Ranges, wie sie Reformen der äußeren Organisation und alle Ideenbestimmten Vortreibungen darstellen, zu der eigentlichen pädagogischen Kernfrage vorzudringen und auf die gebührende Aufmerksamkeit zu lenken. Solche Kernfragen aber sieht er in allen denen, die es mit den lebendigen Menschen zu tun haben, zwischen denen sich pädagogisches Geschehen vollzieht, mit den Verantwortlichkeiten des Lehrers und des Schülers. Hier glaubt er den einsigen überzeuglichen Ausgangspunkt für alle Pädagogik erkannt zu haben, dem gegenüber alle Reformvorschläge sachlicher Natur von untergeordneter Bedeutung sind.

„Tierbestimmungsbuch.“ Von Direktor Dr. B. Brohm. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Brohms Fauna, die bereits in mehreren Auflagen vorliegt, ist längst zu einem unentbehrlichen Bestimmungsbuch geworden. Aber für den Gebrauch an Schulen ist dies Buch etwas zu umfangreich und teuer. Deshalb erscheint jetzt das vorliegende kleine Bestimmungsbuch „Tierbestimmungsbuch“, das ganz auf die Bedürfnisse der Schule und des wissenschaftlich nicht geschulten Naturfreundes zugeschnitten ist. Hier wird das Bestimmen so leicht wie möglich gemacht, auf seltene Arten ist verzichtet, nur eine Auswahl der häufig vorkommenden und wichtigen Vertreter unserer deutschen Tierwelt sind aufgenommen. Die Erfahrungen des Herausgebers und der Verfasser bei den bisherigen Auflagen der Fauna ermöglichen eine didaktisch so geschickte Auswahl, daß alle Schwierigkeiten vermieden werden. Durch eine außerordentlich große Zahl guter Abbildungen im Text und auf 16 Tafeln wird das Bestimmen noch wesentlich erleichtert.

„Das Lustum 1920-1924.“ Unter diesem Titel gab die Frankfurter Verlagsanstalt ihren neuen illustrierten Almanach heraus. Aus allen Neuerscheinungen sind auf gewählte Proben abgedruckt, in die man sich mit Freuden vertieft. Denn der Verlag bringt nur Erstklassiges. Da ist, um einiges herauszureifen, eine mit Bildern geschmückte Ausgabe von Benvenuto Cellinis Leben und eine von Prof. Heuer belorarte Ausgabe von Goethes Dichtung und Wahrheit mit über 200 Wiederabgaben aus den Sammlungen des Frankfurter Goethemuseums. Da ist das vollständige Werk von Clemens Brentano und Homers Ilias und Odyssee mit den Steindrucken von Alois Kolb, die das klassische Epos in einem ganz neuen Lichte erscheinen lassen. Sainte-Beuve, der Schöpfer des modernen Esan, steht neben Bernhard Diebold, dessen „Anarchie im Drama“ die allseitigste Kritik der modernen dramatischen Entwicklungsgeschichte bietet. Guido Adlers Handbuch der Musikgeschichte stellt eine Lücke in der musikalisch-literarischen Literatur aus, Gediegene und reich illustrierte Werke von Hans Strader (Ibidias), Rudolf Kautsch (Der Mainzer Dom), A. E. Brindmann (Barock-Bozetti) sind in dem kunsthistorischen Bereich vertreten. So erlebt der Leser hier wirklich, wie es der Verlag auf dem Titelblatt ankündigt, das „Werden des Wertes“ in Kunst und Wissenschaft. W. W.